

Feuilleton



SCHWARZE AUTORINNEN

Absage an die Buchmesse

CORNELIA GEISSLER

Ein ausgefeiltes Sicherheitskonzept macht's möglich, dass die 2020 wegen Corona ausgefallene Frankfurter Buchmesse mit 2000 Ausstellern und 25.000 Besuchern pro Tag stattfinden kann. Doch leider taucht eine andere alte Normalität an politisch empfindlicher Stelle wieder auf. Es geht um die Deutung des Begriffs Meinungsfreiheit. 2018 gab es Zusammenstöße, provoziert von rechten Verlagen, die sich dann als Opfer darzustellen versuchten. Damals hatte die Messeleitung das Problem nur verschoben, indem sie die Stände in einen wenig frequentierten Gang platzierte.

Diesmal ist es der Autorin Jasmina Kuhnke schnell aufgefallen, dass der rechtsextreme Verleger und Podcaster Philip Stein, der sie bereits rassistisch angegriffen hat, stolz verkündete, einen Stand gleich bei der großen ZDF-Bühne zu haben. Diese Freude deutet sie als Gefahr für sich. Kuhnke, deren Roman „Schwarzes Herz“ gerade erschienen ist, zieht die Konsequenz, die sich die Messe selbst nicht traut: Sie hat ihren Auftritt abgesagt. Die Messeleitung, die ihr Personenschutz zugesagt hatte, bedauert und beruft sich wie vor vier Jahren auf die Meinungsfreiheit, die so lange gelte, wie Verlage oder Titel nicht gegen das Gesetz verstoßen.

Die Autorin erfährt viel Solidarität. Inzwischen haben sich auch die Schauspielerinnen Annabelle Mandeng und die Tänzerin Nikeata Thompson zurückgezogen, die ihre ersten Bücher vorstellen wollten. Auch sie sind Schwarz. „Rechtsradikalität ist keine Meinung. Rassismus ist keine Meinung. Antisemitismus ist keine Meinung“, heißt es in einem Statement, das bisher zwei Dutzend Autorinnen und Autoren unterzeichneten. Die Buchmesse hat nicht nur zum Schutz vor dem Virus, sondern auch vor Übergriffen ein Sicherheitskonzept. Praktische Überlegungen bedürfen nun einer theoretischen Prüfung: Das größte internationale Branchentreffen ist anders als Automobil- oder Gesundheitsmessen ein Markt der Ideen. Es muss sich dem Problem stellen. *Interview Seite 14*

Opfer der Cancel Culture

Der Schriftsteller Hans Christoph Buch berichtet, wie er bei einer Diskussion attackiert wurde

HANS CHRISTOPH BUCH

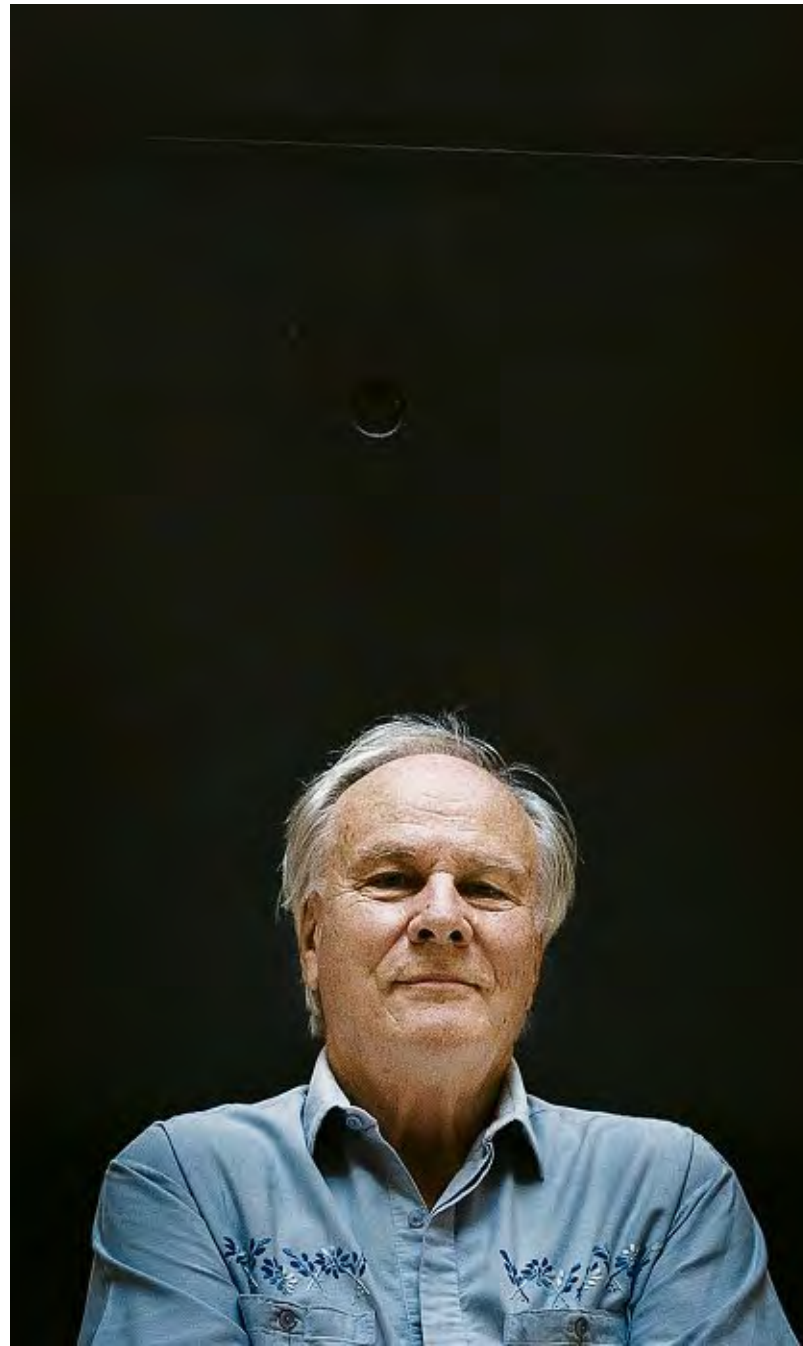
Was sich hinter dem Begriff Cancel Culture verbirgt, konnte ich mir nicht konkret vorstellen, bis ich es schmerzhaft am eigenen Leib erfuhr. Dabei hatte alles harmlos angefangen: Im Frühsommer fragte ein Ex-Museumsleiter aus Hitzacker an, ob ich bereit sei, unter dem Motto „Ergaunert, erjagt, geraubt“ nicht nur über die Rückgabe kolonialer Kunst zu diskutieren, sondern auch über die Frage: „Wie postkoloniales Denken uns bis heute prägt.“ Warum nicht, dachte ich, denn seit dem Erscheinen meiner Monografie über die Sklavenrevolte in Haiti bei Wagenbach 1976 hatte mich diese Frage beschäftigt, und von über vierzig Büchern, die ich seitdem veröffentlicht habe, ist die Hälfte den Nachwirkungen des Kolonialismus gewidmet.

Familiäre Wurzeln in Haiti

Das Thema wurde mir in die Wiege gelegt, denn mein Großvater ließ sich als Apotheker und Botaniker in Haiti nieder und heiratete eine Kreolin, die außer Schwein und Kartoffeln kein Deutsch sprach. Mein in viele Sprachen übersetzter Roman „Die Hochzeit von Port-au-Prince“ (Suhrkamp 1984) erzählt davon. Danach habe ich immer wieder Haiti besucht und für diverse Medien über menschengemachte und Naturkatastrophen berichtet. Später schickte die Zeit mich in Krisengebiete Afrikas und Asiens einschließlich des Bosnien-, Kosovo- und Tschetschenienkriegs, und ich mutierte vom Schriftsteller zum Kriegsreporter, eine Erfahrung, die nicht nur Kratzer, sondern Narben in der Seele hinterlässt.

So weit, so gut – vielmehr so schlecht: Schon im Vorgespräch spürte ich, dass weder der Initiator noch der Veranstalter, ein ehemaliger Pädagogikdozent, etwas anfangen konnten mit den Eckdaten der Kolonialgeschichte, auf die ich mich berief. Erschwerend kam hinzu, dass sie nicht neugierig waren auf Literatur, die mehr vermittelt als sachbuchartige Information. Die Vorahnung bestätigte sich, als ich am Veranstaltungsort, einem Dorf bei Lüchow, das Podium betrat.

In den folgenden zweieinhalb Stunden entspann sich ein von Diderot beschriebener Taubstummendialog. Alles, was ich sagte oder vorlas, rief Widerspruch und Empörung hervor: Vom „Floß der Medusa“, das, von Géricault gemalt, zu einer Ikone



Der Schriftsteller Hans Christoph Buch

CARSTEN KOALL

der Kolonialismuskritik wurde und aus dem Louvre entfernt werden musste, wo es heute wieder hängt; über die sogenannte Hottentotten-Venus, eine junge Frau, die in London in einem Käfig vorgeführt wurde, bis ein Gerichtsurteil ihre öffentliche Zurschaustellung verbot; und weiter zur Rede des „Afrikaforschers“ Stanley auf der Kongo-Konferenz in Berlin, wo er als Lobbyist von Leopold II. die öffentliche Meinung zugunsten des belgischen Königs, dem das Kongogebiet nicht als Kolonie, sondern als Privatbesitz zugesprochen wurde, beeinflusste.

Das wiederum führte zu einem von Mark Twain und Joseph Conrad dokumentierten Völkermord im Zuge des Kautschuk-Booms, der

zwei Millionen Tote forderte. Auch mein Hinweis auf Carl Peters, der rechtskräftig verurteilt wurde, weil er seine afrikanische Geliebte und seinen „Boy“, von dem diese ein Kind erwartete, hatte hängen lassen, traf auf taube Ohren. Ähnlich wie die Abberufung des Generals von Trotha, dessen Schießbefehl auf Herero-Männer, Frauen und Kinder nicht nur die von Bebel geführte SPD, sondern auch Kirchen und Gewerkschaften empörte.

Erst im Nachhinein wurde mir klar, was passiert war: Meine Kritik wurde in völliger Verkennung, ja Verdrehung des Gesagten als Verteidigung des Kolonialismus missverstanden, obwohl die zitierten Gegenbeispiele – vom Dominikanermönch

Las Casas, der bei Karl V. für die Rechte der Indios plädierte, bis zu Gandhi und Martin Luther King – die Sache nicht besser, sondern schlimmer machten. Denn wiewohl es zu keiner Zeit an Mahnern und Warnern fehlte, die Finger auf die Wunden legten, wurden die Menschenrechte mit Füßen getreten bis hin zum Völkermord, und selbst Hingestaltungen wie Mutter Teresa oder Albert Schweitzer waren nicht frei von kolonialer Überheblichkeit.

Offenbar fühlten sich viele Zuhörer wie auch der Moderator überfordert, diese Ambivalenz, den Widerspruch zwischen Wort und Tat, von dem meine Bücher handeln, nachzuvollziehen, und kreierte *mir* die Kolonialverbrechen an.

Ist das nicht bloß eine Provinzposse oder, noch schlimmer, „typisch deutsch“? Nein, denn die Verwilderung der Sitten, die mit Verschwörungstheorien und Fake News gekoppelte neue Aggressivität, sind Kennzeichen der Gegenwart. Parallel dazu schwindet die Fähigkeit, Zwischentöne und Differenzierungen, ironische Brechungen und satirische Überspitzungen zu akzeptieren, ohne die es keine Kunst und Literatur gibt.

Wann wird der Niger umbenannt?

In diesem Kontext ist der postkoloniale Diskurs, der alle Übel alten weißen Männern anlastet, besonders intolerant. Zu denen zähle auch ich, und der Verweis auf meine haitianische Großmutter hat nichts genutzt, im Gegenteil: Mit dem Satz, dass das kreolische Wort „nèg“ keinen negativen Beiklang hat und in Haiti einfach nur Mensch bedeutet, hatte ich mich als Feind geoutet und wurde von den Gesprächen ausgeschlossen. Cancel-Kultur, wie sie im Buch steht! Dabei hätte ein vorab geplanter Folgetermin Gelegenheit geboten, Missverständnisse und Unterstellungen auszuräumen. Doch durch Abwürgen der Debatte zeigte der „Verein für Demokratie“, was er unter Demokratie versteht: Zensur statt Diskussion.

PS: Zur Ironie der Geschichte gehört, dass der Verein unter dem Motto „Gegen das Vergessen“ läuft. Kolonialgeschichte ist damit wohl nicht gemeint, denn die fiel unter den Tisch. Stattdessen geht es um Orwell'sches Newspeak, mit dem Anhänger der Woke-Kultur sich ihre politische Korrektheit bescheinigen. Vielleicht ist es ja an der Zeit, den Fluss Niger umzubenennen – schon der Name ist eine rassistische Provokation!

Springer-Chef fordert Kulturwandel

„Es gibt dieses Problem bei Bild“

Der Vorstandsvorsitzende des Medienkonzerns Axel Springer, Mathias Döpfner, hat sich nach dem Abgang von Bild-Chefredakteur Julian Reichelt für einen schnelleren Kulturwandel innerhalb der Boulevardzeitung ausgesprochen. In einer am Mittwoch verbreiteten Videobotschaft sagte er an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gerichtet: „Es handelt sich hier nicht um ein Kulturproblem des ganzen Springer-Verlages. Es gibt dieses Problem bei Bild.“

Döpfner ergänzte: „Deswegen müssen wir hier auch sehr schnell noch viel grundlegender an der Modernisierung und Veränderung unserer Kultur im Sinne von Respekt arbeiten.“ Das gelte nicht für die große Mehrheit der Mitarbeiter; in den meisten Unternehmen des Konzerns herrsche eine vorbildliche Kultur. Der Springer-Chef bat die Mitarbeiter, sich im Zusammenhang mit Machtmissbrauch und bei nicht respektvollem Umgang im beruflichen Miteinander zu melden, offen zu sprechen und „keine Angst zu haben“.

Döpfner sprach in dem rund sieben Minuten langen Video über die internen Ermittlungen gegen Reichelt und die Beweggründe, den Bild-Chefredakteur am Montag von seinen Aufgaben zu entbinden, sowie über die Recherchen unter anderem des Investigativteams der Ippen-Mediengruppe zu Vorwürfen gegen Reichelt. Döpfner ging auch auf Aspekte eines New-York-Times-Artikels ein, in dem es um den Medienkonzern Axel Springer, Reichelt und die Unternehmenskultur geht. Die US-Zeitung hatte am Sonntag unter anderem aus einer älteren privaten Kommunikation Döpfners zitiert, in der er Reichelt als letzten und einzigen Journalisten in Deutschland bezeichnet hatte, der noch mutig gegen den „neuen DDR-Obrigkeitsstaat“ aufbegehre. Dazu sagte Döpfner in dem Video: „Eine private SMS ist kein Tweet, ist kein Post, ist keine öffentliche Rede. Und wenn man in einer privaten Unterhaltung aus dem Zusammenhang gerissen etwas zitiert, dann unterschlägt man Polemik, Ironie, Übertreibung.“ Er lege Wert darauf, dass das privat sei und nicht wie ein Zitat behandelt werde. „Das ist doch eine Grenzüberschreitung“, sagte der Springer-Chef. (dpa)

UNTERM Strich



ELISABETH BRINKMEIER

Telefonbetrug

Wie man Helfer schnell loswird

PHILIPP LÖHLE

Es wurde schon so viel erfunden, um neue Freundschaften zu schließen. Erinnert sich noch jemand an das Computerprogramm, bei dem man per Zufallsgenerator einem Gegenüber irgendwo auf der Welt zugeworfen wurde? Wenn man den nicht mochte, konnte man weiterklicken und gucken, wo es einen als nächstes hin verschlägt. Die Idee war toll, aber es haben weltweit alle Männer ihre Penisse in die Kamera gehalten. Das hat dem Ganzen den

kommunikativen Spaß genommen. Mich hat neulich Eric Walker angerufen. Und das muss man ihm hoch anrechnen, denn der Eric und ich, wir kennen uns gar nicht. Aber der Eric ist jemand, der setzt nicht einfach Scheuklappen auf und dann soll jeder gucken, wo er bleibt, nein, der Eric, der kümmert sich. Und dabei gibt er sich richtig Mühe. Zum Beispiel habe ich dem Eric ja nie meine Telefonnummer gegeben und trotzdem hat er mich angerufen. Und zwar auf dem Festnetz!

Für alle, die nicht wissen, was das ist: Das ist ein Telefon, das man nicht mit ins Café nehmen kann. Unser Festnetztelefon ruft eigentlich nur die Oma Liesel an, alle anderen tendieren zum mobilen Gerät. Das geht so weit, dass meine Kinder unseren Festnetzapparat für antiquarisches Spielzeug halten. Und da drauf hat mich also der Eric Walker angerufen. Und zwar nicht von ir-

gendwoher, nein, aus dem Microsoft-Headquarter. Da arbeitet der nämlich, der Eric.

Jetzt muss ich schon sagen, es gibt Beamter, die in die Hosentasche passen, und Fernseher, so flach, wie Zeitungspapier, aber die Sprachqualität von Erics Telefon aus dem Microsoft-Headquarter, die war

nicht ganz 21. Jahrhundert, eher Graham-Bell-Style. Na ja. Der Eric war ganz besorgt, weil er festgestellt hat, meinem Computer geht es nicht gut, und da wollte er mir Bescheid geben. Er hat gesagt, das sei überhaupt kein Problem, er kenne sich aus – was ein Zufall und Glück auch –, und wir könnten das Problem in Nullkommanix beheben, und dann sei mein Computer wieder flott. Er klang auch wirklich nicht danach, als ob er etwas dafür haben wollte. Und, das habe ich noch gar nicht erwähnt, der Eric hat mich am Wochenende angerufen. Während andere in Brandenburg in die Pilze gehen, setzt sich dieser feine Mensch Eric Walker in das Microsoft-Headquarter, um sich um meinen Computer zu kümmern. Und zwar gratis!

Ich habe ihn dann gefragt, woher er denn weiß, dass genau mein Computer ein Problem hat, und da hat er gemeint, weil er den

kennt. Meinen Computer. Er hat mir sogar die Identifikationsnummer von meinem Computer genannt. Das hat ziemlich gedauert, weil ja die Verbindung so schlecht war und Erics Englisch nicht unbedingt besser, aber am Ende kam rüber: 888dca60-fc0a-11cf-8f0f-00c04fd7d062. So eine Mühe macht sich der Eric und merkt sich extra diese Nummer.

Komisch war nur, ich habe gar keinen Microsoft-Computer, und die Nummer, die er mir gesagt hat, gibt es auf allen Geräten dieser Firma. Na ja. Trotzdem nett. Und wie das so ist unter Freunden, dachte ich, wenn der Eric das nächste Mal anruft, dann spiele ich ihm einen Streich. Und das habe ich auch. Es klingelt, ich nehme ab und sage: Polizeidienststelle Berlin! Aber vielleicht fand er das nicht lustig, oder wir kennen uns noch nicht gut genug, weil seit dem ruft er mich nicht mehr an.